



Bild-Erklärung des Senders: „Ein Prösterchen am Kaffeetisch unterstreicht die gute Laune im Hause Scholz“

Aufnahme: NDR

# Nett und schonungslos nichtig

## Deutschlands Bildschirm-Familien: Kein Platz für Wunden / Von Gisela Stelly

Sie lieben Dr. Kimble, den Mann auf der Flucht, sie lieben Fußball, Sie liebten Lou van Burg, und sie lieben noch immer Caterina Valente. Aber vor allem lieben sie es, sich selber auf dem Bildschirm — und von nun an möglichst auch in Farbe — wiederzufinden.

Die Fernsehserien über deutsches Familienleben werden von den Zuschauern seit Jahren mit hohen Pluswerten bedacht, werden als nette Unterhaltung, als Entspannung nach gehetztem Alltag empfunden, und als solche waren sie ja auch geplant. Wo immer der Zuschauer sich sonst verschreckt, verständnislos oder empört vom Gerät abwendet, im trauten Kreis der „Leitmüllers“, dort soll er sich wiederfinden. Und er fand sich — zwar nicht geleitet, sondern bestätigt. Ermutigt, gerührt oder schadenfroh kann er an Hand solcher Aufbaustücke sein eigenes Befinden trostvoll in das allmenschliche Schicksal einordnen.

Die Klein-, die Groß-, die Mittelfamilie, die Arztfamilie — alle kamen sie zu Wort und Tat. Und was wurde aus der Familie, der Keimzelle allen gesellschaftlichen Daseins, gemacht? Sie wurde veralbert („Firma Hesselbach“), zur Idylle gemacht („Der Forellenhof“), zum Schauplatz anständig-vernünftiger Menschen („Alle meine Tiere“), zur Kameradschaftsposse vor dem Hintergrund existentieller Bedrohung („Die Unverbesserlichen“).

Bevorzugt behandelt wurde das Milieu des Mittelmaßes, variiert nach Herzens- und nach Geistesbildung.

Da ist, allen voran, die Familie Hesselbach — mit zweiundvierzig Folgen zwar nicht kontinuierlich die beliebteste, jedoch die langlebteste Bildschirm-Familie.

Herr Hesselbach ist ein Mann von Jahren und Verantwortung, einer, der es geschafft hat, der neben einem gemütlichen (Eigen-)Heim ein kleines Unternehmen besitzt, dazu drei wohlgeraten-zukunftsträchtig angepaßte Kinder und eine biederbrave Haus- und Ehefrau von bescheidener Intelligenz. Seine Anzüge sitzen korrekt, seine Manieren sind es. Er wird geachtet, weiß die Dinge jovial und gestenreich ins rechte Lot zu bringen durch den rechten Spruch zur rechten Zeit. Noch ist er der Herr im Haus, wenn auch Schusseligkeit die Auflösung einstiger Patriarchenstellung deutlich erkennen läßt. Er schmunzelt gern und ist auch gern erstaunt über die Vielfalt dieser Welt.

Anders seine Frau. Sollte man Vater Hesselbach sympathisch finden, so ist Mutter Hesselbach ein Hochgenuß für rachsüchtige Männergaumen. Schon etwas unansehnlich, wurschtelt sie, spärlich dauerwellengekraut, stets im Fettnapf täglichen Fehlverhaltens. Penetrant nährt sie am Boden der Blöthe ihre egoistischen Umtriebe. Niemand nimmt sie ernst, nicht in ihrer Rolle als reinliche Hausfrau und nicht in der als Mutter; da erfährt sie eine eher sarkastisch-ironische Würdigung.

Die Kinder machen sich gut; forsch und unverzagt sehen sie ihrer Fortsetzungsverpflichtung in die Zukunft. Generationenkonflikte entbrennen an der Zigarettensfrage, am Taschengeld oder an der Frisur. Das tägliche Leben spielt sich in schonungsloser Nichtigkeit ab.

Randfiguren sind die allseits bekannten Stereotypen der buckligen Verwandtschaft, der eifersüchtigen, zänkischen Nachbarinnen oder sonstiger, oft dümmlicher Ehefrauen, der neugierig verklatschten Putzfrau, der altjüngferlichen Betriebsangestellten. Schwerwiegende und folgenreiche Ereignisse im Hause Hesselbach muten phantastisch an und können nur wegen literarischer Anspruchslosigkeit nicht als deutsche Variante absurden Theaters eingestuft werden.

Da heißt ein Sechzig-Minuten-Werk „Das Dreckrändchen am Milchdippchen“ (Das Dreckrändchen an der Milchschale). Dank Frau Saubermanns ungebrochen drohender Stellung im deutschen Heim erfährt der Vorwurf „Schlampe“ eine ungeahnt existenzgefährdende Wirkung. Auch sonst schienen bei Hesselbachs die Tücken dieser Welt in der nicht immer ganz ordentlichen oder ganz sauberen Wäsche zu lauern.

☆

Ein Bild ganz anders gehandhabten Gemeinsinns bot da die Familie Buchner nebst Anhang im „Forellenhof“. Sie ist — das blieb gleich — wiederum eine Mittelstandsfamilie mit Familienbetrieb (einem Hotel). Jeder hat darin seinen unverrückbaren Platz, mit dem er, ob der walten-

den Gerechtigkeit, auch sonst ganz zufrieden ist. Eine sympathische Familie.

Vater Buchner, mit der Forellenaufzucht vertraut, beweist auch sonst eine sichere Hand. Sein Eheweib, ihm in netter Kameradschaft zugetan, weiß, welche Hand wann von Nutzen ist. Auch die Kinder sind herzerfrischend und nett, die Verwandtschaft ist es auch. Der Wohlstand ist solide. Unregelmäßigkeiten in den Ablauf des Hotel- und Familienbetriebes bringt eigentlich nur das Wetter.

Die Tierarztfamilie Hofer („Alle meine Tiere“) erfreute sich eines ebenso redlichen und ausgewogenen Glücks. Größeren Anteil am Geschehen nahm jedoch das Eltern-Kind-Problem (nur eines war vorhanden), was sicherlich aus der direkten Naturverbundenheit zu erklären ist.

☆

Infratest ermittelte Pluswerte zwischen fünf und neun — nur Höfer und Grzimek konnten da auf die Dauer mithalten. Weshalb sind Familienserien so beliebt?

Die Fernsehfamilien als Abbild der Realität zu bezeichnen, fällt schwer, obwohl die Konstruktion der Personen, Ereignisse und Handlungen auf dem Moment des Wiedererkennens beim Zuschauer aufbaut. Nur allzu oft glaubt man zu sehen, wie er sich auf die Schenkel klopf und ruft: „Ha, genau wie bei uns!“, wie er bei den Idyllestücken über solche deutschen Edelfamilien ergriffen eine Träne wischt. Das Abbild auf der Mattscheibe zeigt sich im häuslichen Geränk um Pseudoprobleme, das Wunschbild in gemütvoller Harmonie. Beide aber drehen sich im Kreise einer in sich geschlossenen Welt, die vollkommen heil ist. Es passiert nichts darin — drei Affen haben sich auf dem Bildschirm breit gemacht.

☆

Ganz anders als in den bisher genannten Serien steht es um die Familie Scholz in den „Unverbesserlichen“. Sie ist, im Gegensatz zu den Mittelständlern, erfolglos, ein Prototyp des Kleinbürgers, ständig durch die Umwelt bedroht. Der wie auch immer gearteten Übermacht tritt sie zwar tapfer entgegen — um letztlich in aufatmender Resignation festzustellen, daß die Situation nicht bewältigt, jedoch für den Augenblick überstanden sei. Zu lernen ist: Gefahren lauern überall.

Des Zuschauers vielleicht ängstliche Frage „Wie kann man solchen Gefahren, wenn überhaupt, enttrinnen?“ wird mit viel Gespür für latente Erwartungen abgehandelt.

Ein Beispiel: da hat Frau Scholz, die um eines Nebenverdienstes willen nalt, berechtigterweise gedacht, ihr und ihrer Familie solle es nun mal ein bißchen besser gehen. Sie hat sich eine neue Nähmaschine — die alte gab sie in Zahlung — auf Abzahlung gekauft (erster Fehler).

Doch sie wartet nicht erst die Früchte nunmehr vollmechanisierter Arbeit ab (zweiter Fehler), sie kauft sogleich — wenn auch nicht leichtsinnig, sondern zur Förderung familiären Lebens — eine neue Couch und einen bislang vermisten Fernsehapparat, auch auf Abzahlung.



## Logelei

### Von Zweistein

In dieser Multiplikation sind die Ziffern durch Buchstaben und Sternchen verschlüsselt, wobei verschiedene Buchstaben verschiedenen und gleiche Buchstaben den gleichen Ziffern entsprechen. Welche Zahl stellt das Wort RÄTSEL dar?

|                         |   |   |   |   |   |   |   |   |   |
|-------------------------|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| R Ä T S E L • * * * * * |   |   |   |   |   |   |   |   |   |
| R                       | Ä | T | S | E | L | R | Ä | T | S |
| R                       | Ä | T | S | E | L | R | Ä | T | S |
| R                       | Ä | T | S | E | L | R | Ä | T | S |
| R                       | Ä | T | S | E | L | R | Ä | T | S |
| R                       | Ä | T | S | E | L | R | Ä | T | S |
| R                       | Ä | T | S | E | L | R | Ä | T | S |
| R                       | Ä | T | S | E | L | R | Ä | T | S |
| R                       | Ä | T | S | E | L | R | Ä | T | S |
| R                       | Ä | T | S | E | L | R | Ä | T | S |

Beflügelt von einem erst scheinbaren, dann doch noch geglückten Lotteriegewinn kauft Herr Scholz, den Rest der Familie — drei Kinder plus Schwägerin — in Unkenntnis lassend, ein Auto (dritter Fehler), erreicht Heim und Ofen jedoch unfallgezeichnet und mit der Gewißheit eines Totalschadens.

Trotz Lottogeld und vieler Mühe schlagen die Schulden und Beschuldigungen Wellen; der Bedrohung von innen und außen kann nur dank doch noch solidarischer Familienregungen entronnen werden. Der *Status quo ante* ist wieder erreicht, das Lehrstück zu Ende.

Den Handelnden und dem Zuschauer ist vor allem eines klar geworden: Man bewege sich nicht außerhalb gegebener Grenzen. Und eines ist nicht klar geworden: Warum das so sein soll oder so ist.

Es wird auf der Undurchschaubarkeit der Lage insistiert, auf der Allmächtigkeit des Oben gegenüber dem „kleinen Mann“, auf der Unberechenbarkeit des Geschehens. Aber soweit dies auch ausgesprochen wird — es führt bei den Handelnden nicht zum Wunsch, es zu ändern, nicht einmal es zu erkennen. Nicht Aktion wird mobilisiert, sondern Resignation als Allheilmittel verabreicht und auch willig geschluckt.

Diese Fernsehfamilie gibt wieder, was in der Öffentlichkeit ausgebreitet zu finden ist: die Allergie gegen eine rational vorurteilslose Bestandsaufnahme von Geschehnissen.

☆

Fragt man die Produzenten solcher Familienwerke, was sie von diesen Traktaten halten, läßt sich die Antwort reduzieren auf ein Wort: nichts. Man weiß vom Mangel an Realität, von der Scheinproblematik, dem täuschenden Unsinn. Doch dem Publikum gefällt's — nicht zuletzt wegen der „Harmonisierungs-Tendenzen“, so sagte man mir beim Hessischen Rundfunk in Frankfurt. Der Zuschauer, vom Wunsch nach Harmonie beseelt, wolle keine Problemstücke. Erstaunlich bleibt dennoch der Zynismus der Autoren solcher Stücke.

Es scheint schwierig zu sein, dem Schnappmoment eingerasterter Schemen beizukommen. Daß man es aber trotzdem könnte, wird von den Produzenten gar nicht bezweifelt. Jedoch, so sagen sie, es fehlten die fähigen Autoren, welche Generationskonflikt und Emanzipation, Geschlechterbeziehung und sonstige Fragen modernen Bürgerlebens angemessen darzustellen verstehen. In England, so heißt es, sei man da schon weiter, da seien solche realistischen Serien mit Erfolg gelaufen.

Doch ist das wirklich der Punkt, an dem das Spießertum enden würde? Wohl kaum, wie modernistisch niveaubeflissene Hefte im Twen-Stil auf Zeitschriftenebene zu beweisen instande sind. Es sollte deshalb auch nicht um die stilistische Darstellung gehen und gar mit dem Ziel, dem Zuschauer das Gefühl zu vermitteln, auch seine Sache käme zur Sprache. Was zur Sprache kommen sollte, sind nicht die Sachen der einzelnen, sondern ihre Zusammenhänge.

**Lösung der vorigen Logelei:** Hier die Mannschaftsaufstellung der Knirpsdorfer Kickers, aus der Name, Wohnung, Familienstand, Hobby und Beruf eines jeden Spielers hervorgeht:

Linksaußen: *Schneider*, Dorfmithe, verheiratet, Angeln, Müller;  
Halblinks: *Lehmann*, Schule, verheiratet, Briefmarken, Lehrer;  
Mittelstürmer: *Meier I*, Tankstelle, ledig, Skat, Tankwart;  
Halbredsits: *Schulze*, Dorfmitte, verheiratet, Münzen, Bäcker;  
Rechtsaußen: *Schmidt*, Schule, verheiratet, Angeln, Lehrer;  
linker Läufer: *Müller II*, Dorfmitte, verheiratet, Skat, Malermeister;  
Mitelläufer: *Schröder*, Dorfkrug, ledig, Skat, Gastwirt;  
rechter Läufer: *Schuster*, Dorfausgang, verheiratet, Briefmarken, Dachdecker;  
linker Verteidiger: *Becker*, neben Dorfkrug, verheiratet, Schach, Schneider;  
rechter Verteidiger: *Meier II*, neben Tankstelle, ledig, Schach, Schuster;  
Torwart: *Müller I*, auswärts, ledig, Schmetterlinge, Student.

## Spaziergänge (III)

# Mit Hans Bürger-Prinz vor der Psychiatrie

„Ich benötige dieses Gerüst da mit seiner Füllung“ / Von Ben Witter

Professor Dr. Hans Bürger-Prinz, Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Hamburg und Prozeßgutachter von internationalem Ruf, saß auf einem Hocker neben seiner Sekretärin. Sie reichte ihm einen unbeschriebenen Briefbogen und sagte: „Dort kommt die Unterschrift hin, da unten links.“ Er schien nur eine Handbewegung dafür zu brauchen. Er erhob sich mit einer elastischen Drehung und führte mich hinaus. Er zögerte; der Himmel sah aus wie ein gelb verfärbtes Staubtuch. Wir gingen auf den fast fertigen Neubau der Neuro-Psychiatrischen Klinik zu. Er grüßte die Handwerker zuerst und erläuterte mir Trakte, Raumaufteilungen und Farben, preiswertes Material.

Dann öffnete er die Tür zum Hörsaal mit den zweihundertsieben Plätzen und betonte dabei die „Sieben“, zupfte an seinem schneeweißen taillierten Kittel, hielt in der Beschreibung des Saales inne, hob seine Hände; die Stille, die eintrat, wirkte dadurch beinahe feierlich. Wir gingen weiter. Er sagte, daß ihn der Maler Felixmüller porträtiert habe und zueerst Sohn der Architekt der Klinik sei. Er sagte es mit der gleichen Betonung.

Prof. Bürger-Prinz erzählte, daß er morgens um Viertel nach sieben entweder auf dem Gelände des Universitäts-Krankenhauses mit seinem Rauhhaardackel spazierengehe — das Tier sei herbstlaubfarben, es habe keine Saufarbe, übrigens seien in seiner Familie stets Dackel gewesen — oder an der Alster entlang.

Wir näherten uns der Frauenklinik. Er grüßte drei Schwestern. Studenten in schwarzen Anzügen kamen vorbei, sie waren im Examen. Professor Bürger-Prinz fragte sie überraschend, wie

Ein Krankenwagen unterbrach ihn. Wir standen auf der Fahrbahn. Prof. Bürger-Prinz fuhr in der Schilderung seines Werdeganges fort und endete: „Meine Tätigkeit als Psychiater ist ja auch ‚modellieren‘...“

Nahezu akrobatisch schien mir seine Fähigkeit, geistesgegenwärtig Worte zu glätten oder einfach stehenzulassen. die Stimme bedeutungsvoll anzuheben, Wörter zu dehnen, dazu die Mitwirkung der Hände: Sie dirigieren und scheinen mahnend ans Pult zu klopfen, wenn sich neue Gedanken einfädeln, zum Fabulieren reizen. Er sagte: „Im Frühjahr 1943, vor den schweren Luftangriffen auf Hamburg, lud ich den Schauspieler Heinrich George ein. Er las im Hörsaal A der Universität Lyrik, es herrschte atemlose Stille...“ Zwischendurch grüßte er wieder Schwestern, zuerst. Seine Stimme war wie ein Laufsteg für den Redefluß. Hörte er Beifall?

„Mein erster Fall als Gerichtsgutachter, das muß ich Ihnen erzählen.“ Ich wartete, bis er stehenblieb. Er fingerte sich eine neue Filterzigarette aus der Packung und sagte, über sein Feuerzeug gebeugt: „Es handelte sich um einen eindeutigen Fall von Liebe. Ein Mann hatte genau siebzehnmal mit einem Messer in seine Frau hineingestochen, wie in ein Sofakissen. Der Vorsitzende wünschte vor mir einen älteren, sehr angesehenen Obermedizinalrat zu hören, der winkte ab und bat mich nach vorn. Nun, mein Gutachten überzeugte das Gericht. Bevor sich der Kollege auf dem Korridor von mir verabschiedete, fragte er mich, ob ich zufällig dieses neu erschienene Buch über die ‚Steinzeit‘ gelesen hätte... Ich verstand die Frage natürlich im übertragenen Sinne, und der Obermedizinalrat ging, ohne meine Antwort abzuwarten... Ich habe allein zweihundertvierundachtzig Gutachten über Tötungsdelikte erstattet und tausende anderer Gutachten... Tausende. Wie viele es genau waren? Im Grunde bin ich völlig ahistorisch, es geht mir immer, jetzt und hier, um den Menschen.“

Er wandte sich vom Pathologischen Institut ab, bildete mit den Fingern eine Tasse, ließ die Hand langsam und prüfend sinken, löste die Finger und vollführte mit dem Daumen eine Bewegung, als wolle er Risse kitten, schaute selber staunend auf seine Hand; dann fingerte er sich abrupt eine neue Filterzigarette aus der Packung.

Ich sagte, daß beim Spazierengehen allmählich alle möglichen Belastungen von mir abfallen und ich sie am Wegesrand gleichsam verteile und liegenlasse. Seine Erwidierung begann langsam. Er zeigte mit weit ausholender Gebärde auf den Neubau seiner Klinik, blieb stehen, die Umgebung mit einem Blick zusammenfassend, seine Stimme Pathos suchend: „Ich benötige dieses Gerüst da mit seiner Füllung, identifiziere mich restlos damit, schalte es vor mein Privatleben und verschaffe mir so den Zustand, wie Sie ihn durch das Spazierengehen zu erreichen glauben; die Beschäftigung mit abstrakter Kunst kann mir zuweilen einen Ersatz dafür bieten.“

Er machte einen Lungenzug; ich beobachtete den Zigarettenschlag, der mir ins Gesicht schlug, und fragte mitten hinein, ob er noch Beziehungen zur Bühne habe. „Ich war eng mit Gustaf Gründgens befreundet.“

Wir waren langsamer gegangen, er sollte nicht wieder stehenbleiben. Seine Schritte wurden schwerer. „Selbstverständlich sind wir beide öffentlich niemals gemeinsam in Erscheinung getreten. Wissen Sie“, wir machten einen Bogen um einen Krankenwagen, „ich bewunderte Gründgens' glasklare, kristalline Intelligenz; der Leib, mit dem er lebte, war athletisch und doch eine Tasse mit feinsten Rissen“ — er hob seine rechte Hand — „übrigens, ein verirrtter Preuße... Nach der großen Faustpremiere damals im Schauspielhaus eilte er auf mich zu und fragte strahlend: ‚Na, wie war's?‘ Das tat er nie wieder. Ich meine, in gewissen Positionen muß man sich zuerst grüßen lassen. Als er später in Mailand an der Scala ‚Orpheus und Eurydike‘ inszeniert hatte, betrat er abgespannt die Hotelhalle, zu seiner größten Überraschung saß ich dort und ging strahlend auf ihn zu.“

An einer blauen Stelle auf der linken Wange tropften ein paar Schweißperlen gerade weiter nach unten, und er fingerte sich wieder eine Filterzigarette aus der Packung. Ich sagte: „Sie ist gleich leer.“ Er: „Das ist, sagen wir mal, immer noch meine erste Zigarette. Beim Vorstoß in der Champagne 1915 zitterten meine Hände, und der Spieß steckte mir eine Zigarette zwischen die Finger.“ Der Professor betrachtete seine Zigarette.

Ich ließ etwa zehn Sekunden verstreichen. „Sie haben der forensischen Psychiatrie neue Impulse gegeben“, begann ich; wir machten beide Lungenzüge. „Man muß eben seinen Kopf hinhalten wollen“, sagte er. Der Rauch trat in fünf Schüben aus dem Hals. „Hinsichtlich der forensischen Psychiatrie und sogenannter neuer Impulse muß ich unbedingt auf unser Sexualwissenschaftliches Institut unter Professor Giese verweisen.“ Eine weitere Frage von mir unterbrach er mit den Worten: „Sehen Sie, ein Transvestit blickt auf andere Transvestiten herab, er findet sich einzigartig, aber das ist doch keine Psychose, eine Variante ist das...“

Stimme und Handbewegungen waren hell und locker, ganz auf das Thema eingestellt. Es war heiß. Sein Gesicht glänzte überall. Er sagte, daß er am liebsten Bourbon-Whisky mit einer japanischen Zwergorange trinke. Zwei Studenten kamen uns entgegen. Der Professor grüßte, wieder zuerst, und fragte, wie es ihnen gehe. Sie blieben stehen und sagten — zu spät — danke.

Die Insel Sylt mag er. Es wäre jetzt Zeit für sie. Und warum mag er Hamburg? „Im Krieg, als wir hier den Feuersturm hatten, alle zusaßen, uns aneinander festhielten, zusammenhalten mußten — auf dem Boden will ich bleiben.“

Ich gab ihm die Hand. Er sagte beinahe feierlich: „Es war eine nette Stunde.“



Aufnahme: Peter Thomann

Professor Dr. Hans Bürger-Prinz

es gewesen sei. Die Studenten wußten nicht, was sie sagen sollten. Der Professor lächelte.

Er fingerte sich eine Filterzigarette aus der Packung. Die hastige Bewegung war mir schon im Neubau aufgefallen. Wir hatten darüber gesprochen, wie lange es dauern könne, bis eine Schizophrenie zum Ausbruch kommt. Ich sagte schließlich etwas von schizoid, worauf sich sein Gesicht verzog, es erinnerte mich an eines von Wilhelm Busch.

Vor uns lag ein alter Pavillon mit hohen Fenstern. Im Eingang stapelte sich Wäsche, in der Tür hing ein Schild mit der Aufschrift „Injektionsgefahr“. Der Professor war bei seinem Werdegang und sagte: „Der Kriegsbericht mußte seinerzeit eine Berichtigung bringen, denn mein Infanterie-Regiment 52 aus Köln hatte als erstes das Fort Vaux bei Verdun gestürmt. Auf unseren Achselklappen wurden die Kaiserkrone und wurden ‚Kronensöhne‘ genannt.“ Am Schluß des Krieges habe er Nowak, seine Ordonnanz, mit seinen Orden behängt. Dann habe er in Köln das Abitur gemacht und sei eineinhalb Jahre zur Kunstschule gegangen. „Ich hatte vor, Bildhauer zu werden.“ Er blieb stehen und öffnete die rechte Hand, bewegte seinen Daumen. Er sah so aus, als wollte er damit in einen Tonkloß drücken.

In den weißen, buschigen Augenbrauen zitterten Schweißperlen. Ein wenig weißer noch als die dichten gescheitelten Haare, das Gesicht geötet, an einigen Stellen unter der Haut geschwollen, blaue Adern, seine Nase, eine Art von Stupsnase. Die sonore Stimme, beim Gehen unverändert im Timbre, wurde jedesmal, wenn er stehenblieb, von einem wohllosierten Pathos erhöht.